

Wöchentliches Sonntagsblatt

der
„**Chorner Presse**“.
Verlag von C. Dombrowski in Chorn.

Nr. 6.

3. Quartal.

1886.

Der Millionenerbe.

Roman von **Siegmond Bernhardt.**

(Fortsetzung.)

^[6] **D**achte ich's doch, daß der Bursche Ihnen meinen Namen nicht genannt hat," erwiderte Haselmann lächelnd, "er hat seinen guten Grund dazu." Dann trat er näher und sagte: "Ich bin Ihr Inspektor auf Groß-Falkenau, Herr Baron."

"Ah, Sie sind es, Herr Haselmann!" rief Erich aufrichtig erfreut, "nun, dann kann ich mir ja diesen Brief, den ich soeben an Sie absenden wollte, sparen."

"Sie schreiben an mich — ich bringe bereits das Verlangte, Herr Baron." Mit diesen Worten zog der Inspektor eine Brieftasche aus seinem Mantel, legte dieselbe auf den Schreibtisch und fügte hinzu: "Hier sind die gewünschten 5000 Mark, ich habe durch den Verkauf eines größeren Posten Weizens dieselben erhalten und bringe sie Ihnen, da ich fürchtete, Sie wären in Verlegenheit."

"Ich danke Ihnen," erwiderte Erich, "doch gedachte ich Ihnen eine andere Mittheilung zu machen. Ich beabsichtige, sobald ich hier meine dringendsten Geschäfte abgewickelt, auf mein Gut überzusiedeln und unter Ihrer Leitung die Landwirthschaft praktisch zu erlernen. Warum blicken Sie mich denn so erstaunt an?"

"Nicht erstaunt, erfreut, Herr Baron," rief

der alte Inspektor, dessen Züge sich bei dieser Nachricht verklärt hatten, "ein Landwirth wollen Sie werden, o, das ist gut, das ist gut, wer sich dem Landleben widmet, der bleibt ein guter Mensch, denn ihn berühren die Versuchungen nicht, welchen er in der großen Stadt vielleicht ausgesetzt wäre. Nehmen Sie es nicht übel, Herr Baron, daß ein alter Mann so mit Ihnen spricht, aber bedenken Sie, ich war — mit Stolz kann ich es sagen, der beste Freund Ihres Onkels und es hat mir weh gethan, sehr weh, als ich merkte, daß Sie nicht auf dem richtigen Wege seien."

Erich streckte dem braven Manne, der trotz seiner abhängigen Stellung diese offene Sprache führte, beide Hände entgegen.

"Schlagen Sie ein, Herr Inspektor," bat er, "lassen Sie uns Freunde sein. Sie haben recht, ich war nicht auf dem richtigen Wege, aber es soll anders werden, das verspreche ich Ihnen, wie ich es bereits einem Andern gelobt habe. Und um Ihnen einen Beweis meines Vertrauens zu geben, so will ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich durch meine Verschwendung mein Besitzthum arg erschüttert habe. Wenn ich all' meine Schulden tilge, wird mir wenig mehr bleiben, als Groß-Falkenau."

"Das ist schlimm," erwiderte der Inspektor, aber wir brauchen darum den Kopf nicht zu verlieren. Falkenau ist ein Prachtgut und bringt hübsches Geld ein. Und wenn Sie ein paar Jahre zurückgezogen auf dem Lande leben, so sparen Sie auch ein ansehnliches Kapital, mit dem auch zu rechnen ist."

Erich sah Haselmann fast verlegen ins Gesicht. "Ich habe noch einen anderen Plan für meine Zukunft," sagte er, "ich gedenke mich in Jahresfrist zu vermählen." — Der Inspektor runzelte die Stirn, aber im nächsten Augenblick hellten sich seine Züge wieder auf.

"Nun, Eine ist am Ende nicht wie die Andere," murmelte er, "und wenn es ein braves Mädchen ist, das Sie wirklich liebt, so wird sie sich in alle Verhältnisse schicken. Ein Weib kann freilich viel Unglück anrichten, Herr Baron, und man muß bei der Wahl mehr als vorichtig zu Werke gehen. Ihr armer Onkel hat das empfunden."

"Ich kenne die traurige Geschichte," er-



Sundeschlitten in Sibirien. (Mit Text auf Seite 48.)

widerte Erich, „wenn auch noch nicht genau. Uebrigens fällt mir dabei ein Umstand ein, den ich Ihnen nicht verhehlen will: Ein hiesiger Notar hat mir mit einem großen Prozeß gedroht; er behauptet, den Sohn meines Onkels und der Sängerin gefunden zu haben und macht Erbrechte geltend.“

„Heißt dieser Schreimann von einem Notar vielleicht Taubert?“ fragte der Inspektor hastig, während eine dunkle Röthe sein Antlitz überzog.

Erich bejahte und Haselmann fuhr in größter Erregung fort: „Dann steht es schlimm, Herr Baron, denn dieser Taubert ist der schlaueste Fuchs, der existirt, und giebt sich nicht mit einer Sache ab, welche ihm unsicher scheint. Die Frau ihres Onkels,“ fuhr er langsamer fort und es war, als ob jedes Wort, das über seine Lippen kam, ihn schmerzte, „hat allerdings in jener Nacht einen Revers unterschrieben und auf alle Erbrechte verzichtet.“

„Leider ist diese Urkunde nicht gerichtlich gültig gemacht worden und wird darum uns wenig nützen.“

„Und der Notar behauptet, den Sohn meiner — der Sängerin entdeckt zu haben. Vor Allem müßte dieser Umstand ergründet werden, denn ich zweifle an seiner Wahrheit.“

Erich wollte antworten, aber der Eintritt des Kammerdieners schnitt ihm das Wort von den Lippen ab. Robert warf einen Blick glühenden Hasses auf den Inspektor, der sich in eine Fensternische zurückgezogen hatte.

„Herr Notar Taubert und ein in seiner Begleitung befändlicher Herr bitten um die Ehre,“ meldete Robert.

„Lupus in fabula,“ rief Erich dem Inspektor zu, „ich denke, wir nehmen den interessanten Besuch an; jedenfalls überzeugen wir uns, mit wem wir es zu thun haben.“

Haselmann neigte zustimmend sein Haupt, in seinem Gesicht war eine auffallende Veränderung vorgegangen. Der Ausdruck der Sicherheit war aus demselben geschwunden und hatte einer bangen Erwartung, einer fieberhaften Spannung Platz gemacht. Die Augen waren starr nach dem Teppich gerichtet, während die gebräunte Hand nervös zitternd durch das volle, weiße Haupthaar fuhr. Welche Gedanken bewegten diesen starken Mann, was war es, daß ihn zittern machte?

Robert öffnete die Thür und ließ den Notar und Eberhardt, der ihn begleitete, eintreten. Der junge Arbeiter war nicht wiederzuerkennen. Ein eleganter Salonanzug, von einem der ersten Schneider in der Stadt gefertigt, hob seine schlank, muskulöse Figur vortheilhaft hervor, die Wäsche, die er trug, war von blendender Weiße und ebenfalls tadellos im Sitz. Eine schwere goldene Uhrkette, wie ein Brillantring an einem Finger seiner rechten Hand trugen nicht unwesentlich dazu bei, seiner Erscheinung das Gepräge der Wohlhabenheit zu verleihen. Bei dem Anblick Eberhardt's zuckte Haselmann zusammen und über seine Lippen kamen die Worte: „Mein Gesicht — ganz mein Gesicht!“ — Dieselben wurden jedoch von Niemandem gehört. Der Notar blieb in einiger Entfernung von Erich und dem Inspektor stehen, zog ein Packet Papiere aus seiner Rocktasche und sagte: „Ich glaube, Herr Baron, es würde Ihnen angenehm sein, wenn ich Ihnen Ihren Herrn Cousin vorstellte; hier sind die Papiere, welche meine Worte beglaubigen und nun lasse ich Ihnen noch einmal die Wahl zwischen Krieg und Frieden.“

Erich antwortete nicht, er blickte mit Interesse in das Antlitz Eberhardt's, dessen Augen ebenfalls fest auf ihn gerichtet waren. Schon wollte er auf den jungen Mann zugehen, um ihm die Hand zu reichen und in friedlicher Verabredung eine Vereinbarung mit

ihm zu treffen, als der Inspektor sich ihm näherte und ihm die Worte zuflüsterte: „Lassen Sie sich auf keine Verhandlung ein, weisen Sie den Schurken von einem Notar von Ihrer Schwelle — ich werde Hülfe schaffen.“

Diese Worte bestimmten Erich; entschlossen trat er einige Schritte auf den Begleiter des Notars zu und jagte: „Mein Herr, ich bedauere, auf diese Weise Ihre Bekanntschaft zu machen; ich weiß nicht, ob Sie mit Recht oder Unrecht Ihre Ansprüche geltend machen, dies mag das Gericht entscheiden. Aber gestatten Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß es für einen ehrlichen Arbeiter ebenso unwürdig ist, wie für einen Baron, sich zum Werkzeug dieses Mannes — er zeigte verächtlich auf den Notar — zu erniedrigen.“

Eberhardt schlug wie verzweifelt die Hände vor das Gesicht und wandte sich zur Thür. Baron von Ristow, welcher eine immer größere Theilnahme für den jungen Mann fühlte, wollte ihm nach, aber der Notar vertrat ihm den Weg.

„Vergebliche Mühe, Herr Baron,“ sagte er grinsend, „Ihr Herr Cousin hat sich mir verschrieben mit Leib und Seele, er wird sich nicht von ihnen beschwätzen lassen. Kommen Sie, Herr von Ristow,“ wandte er sich an Eberhardt, der stumm, einer Marmorssäule gleich, da stand, und als der Unglückliche zögerte, flüsterte er ihm ins Ohr: „Folgen Sie mir oder Emilie ist verloren!“ — Im nächsten Augenblick war der Notar und sein Opfer verschwunden.

„Das ist schändlich,“ rief Erich, als die Beiden sich entfernten hatten, „dieser Schurke beherrscht den armen jungen Mann, der, mag er mein Vetter sein oder nicht, bemitleidenswerth erscheint. Aber was ist Ihnen, Haselmann, sind Sie unwohl?“

Der Inspektor war auf einen Sessel gesunken und stierte leichenblass vor sich hin. „Es ist nichts — nichts!“ stieß er mühsam hervor, während er sich aufzurichten versuchte, „ich bitte nur um ein Glas Wasser.“

Und als Erich in das Nebenzimmer gegangen war, um selbst Wein und Wasser für den alten Freund seines Onkels zu holen, faltete der weißhaarige Mann die Hände und Thränen rannen über seine Wangen hinab in den Bart. „Er ist es,“ murmelte er mit dumpfer Stimme, „es ist der Sohn meiner Tochter. Aber ich muß gegen ihn sein, denn das ist meine Pflicht, das habe ich geschworen!“

Sechstes Kapitel.

Obdachlos.

Seitdem der junge Arbeiter, durch die teuflischen Ueberredungskünste des Notars bewogen, in dem Hause desselben geblieben ist, sind acht Tage vergangen. Es ist tief in der Nacht. Die Hauptstraßen der Stadt sind menschenleer; aber in den Wirthshäusern der Vorstädte herrscht hinter den geschlossenen Fensterläden ein ausgelassenes, übermüthiges Treiben. Die Elemente, die sich hier vereinigen, sind die verschiedensten von der Welt. Hier läßt der lüderliche Arbeiter, dessen Weib und Kind zu Hause am Hungertuche nagen, die letzten Groschen des Wochenlohnes, in das giftgeschwängerte Feuerwasser verwandelt, durch die stets durstige Kehle rinnen; hier ist der Sammelplatz der Verbrecherwelt, deren Mitglieder das Licht des Tages scheuen und nun hier in den vor jedem Ueberfall der Polizei gesicherten Kellern der Häuser neue Anthaten und Gaunereien verabreden und sich von den alten prahlend und übertreibend unterhalten; hier verkehren endlich jene Wesen, die längst auf Ehre und Wohlberechtigung in der menschlichen Gesellschaft verzichtet haben und die

dem Geschlecht, welchem sie angehören, das unauslöschliche Brandmal der Schande ausdrücken.

Wir führen den Leser nur zögernd in eine jener Spelunken, die in jeder großen Stadt von der Polizei geduldet werden, da dieselben nicht nur dem schlechten Gesindel Unterschlupf gewähren, sondern auch für die Polizei geradezu Fallen sind, in denen sich mit leichter Mühe die raffiniertesten Diebe fangen lassen. Durch die Finsterniß der Straße leuchtet dem Passanten eine rothe Laterne entgegen, welche die Form einer kleinen Kanone hat. Das Wirthshaus, ein einstöckiges, haufälliges Gebäude, führt thatsächlich den stolzen Titel „Zur rasselnden Kanone“. Durch einen dunklen, engen Korridor treten wir in ein großes, durch den Tabaksrauch in eine undurchdringliche Wolke gehülltes Gemach. Ein widerlicher Geruch von Schnaps, Bier und Speiseresten schlägt uns entgegen, es dauert einige Minuten, bis unsere Augen sich an das eigenthümliche Licht dieser Kneipe gewöhnt haben, erst dann können wir unsere Umgebung mustern. An etwa zehn Tischen sitzen Männer und Frauen bunt durcheinander, auf allen Gesichtern ruht der Stempel des Lasters und der gemeinsten Leidenschaften, nur daß bei Dem die Habgucht, bei Jenem die Sinnlichkeit, bei einem Dritten die Rohheit mehr zum Ausdruck kommt. Hinter dem mit Flaschen, Gläsern und zwei Kupferkesseln besetzten Ladentisch steht die Wirthin „Zur rasselnden Kanone“, ein großes, starkknochiges Weibsbild mit geröthetem, widerwärtigem Gesicht. An dem Abend, von welchem wir sprechen, hatte die Wirthin alle Hände voll zu thun, alle Stühle, die in der Kneipe vorhanden, waren besetzt und von allen Tischen erscholl der Ruf nach Getränken.

„Ich komme ja schon,“ rief Mutter Zicka — das war der Name der Wirthin — einem jungen, schwarzhaarigen Manne zu, der mit einigen Gefährten in der Nähe der Thür saß und, mit den Fäusten auf den Tisch schlagend, mit roher Stimme Branntwein forderte, „glaubt denn der schöne Tantelfritz“, er sei allein hier und ich habe keine anderen Gäste zu bedienen?“

„Ehre, wem Ehre gebührt, Mutter Zicka,“ schrie der jugendliche Verbrecher, „und wer zuerst zum Teufel fährt, der muß auch zuerst zu trinken bekommen.“

„Dann muß ich Dir schnell einschenken, Galgenbrut,“ lachte die Alte, während sie aus einer großen Flasche das Glas des Tantelfritz füllte, „von Allen, die hier sind, wirst Du doch der Erste sein, dem der Henker seine Morgenvisite abstattet, wenn nämlich die Geschichte mit dem kleinen Holzhändler, der vor acht Tagen auf dem Wege nach Welzingen spurlos verschwunden ist, gründlich zur Sprache kommt.“ fügte sie leiser hinzu. Das bleiche Gesicht des Verbrechers wurde noch fahler.

„Halt's Maul, Weib,“ flüsterte er der boshaften Alten ins Ohr, „wenn Du nur die Uhr und die Ringe gut versteckt hast, dann können die Spürhunde lange suchen, ehe sie etwas finden. Uebrigens sitze ich hier nicht umsonst und stürze ein Glas nach dem andern von Deinem miserablen Gifstoff hinunter, ich erwarte einen Herrn, mit dem ich ein Geschäft vorhabe. Mache ihm, wenn er kommt, oben das blaue Zimmer auf und rufe mich dann.“

Die Wirthin nickte zustimmend und trat hinter ihren Schänktisch zurück. Das Gespräch, welches an den Tischen geführt wurde, wurde immer lauter und übermüthiger, die frechen Witze flogen herüber und hinüber, und dazwischen fiel mancher Fluch, den wir nicht wiederzugeben wagen.

*) Tantel, Diebesbezeichnung für Nachschlüssel.
(Fortsetzung folgt.)

Nus Mangel an Beweis.

Nus alten Akten erzählt von Heinrich Grafmann.

(Nachdruck verboten.)

Welche Zeit ist es, in der wir leben! Werfen wir einen Blick in eine größere Zeitung, so werden wir bei aller Achtung und Bewunderung des Fortschrittes, welcher in unserem Jahrhundert auf jedem Gebiete zu verzeichnen ist, uns doch der Bemerkung nicht entziehen können, daß neben den großen Errungenschaften die unbändigste Marktschreierei, die unwürdigste Reklame, eine zur größten Vorsicht mahnende Selbstberänderung erwachsen ist. Täglich mehrten sich die Erfindungen, die Namen der Weltbeglückter werden in seitenslangen Inzeraten gepriesen und ist ihr noch so unbedeutendes Werk erst durch das Patentamt als „geistiges Eigentum“ bestätigt und geschützt, dann giebt es genug Einfältige, die mit der neuen Erfindung einen Versuch machen. Durch solche Manipulationen wird der seinen ruhigen Weg wandernde Handwerker oft empfindlich geschädigt, und wenn wir auch jede Neuerung, welche die Intelligenz zu fördern geeignet ist, mit Freuden begrüßen, so müssen wir doch bei dieser Gelegenheit der guten, alten Zeit gedenken, in der fast jede Erfindung mit misstrauischen Augen angesehen und erst nach der sorgfältigsten Prüfung, nach hundert glücklichen Beweisen anerkannt wurde. Oft freilich bereitete diese Zurückhaltung demjenigen, der mit unbeschreiblicher Mühe, nach zahllosen Opfern und oftmaligen bitteren Enttäuschungen endlich seine Erfindung klar und vollständig vor sich liegen sah, ein herbes Geschick. Welche Erinnerungen trauriger Art knüpfen sich nicht an die Namen der Erfinder der Dampfkraft, der ersten Taschenuhr und gar an den des Entdeckers einer neuen Welt?

Mit einem derartig begabten Manne, dem freilich in engerem, bescheidenerem Kreise ein großes Wirken beschieden war, wird sich unsere Geschichte beschäftigen. Vielleicht ist alten Breslauer Bürgern der Name ihres einstigen unglücklichen Landsmannes noch bekannt, vielleicht lebt auch Keiner mehr von demjenigen, die ganz am Anfange unseres Jahrhunderts den durch seine Kunstfertigkeit sich auszeichnenden Schlossermeister Christian Gabriel gesehen und gesprochen haben.

Gabriel war wirklich ein Meister in seiner Kunst; er arbeitete nicht nur mechanisch, sondern dachte gern und oft über Probleme nach, die, streng genommen, außerhalb seines Handwerks lagen. In seinem 35. Jahre verfertigte er einen eisernen Koffer mit geheimen Fächern und Federn, der von Uneingeweihten unmöglich geöffnet werden konnte, und wäre dies doch der Fall gewesen, so hätten die Diebe viel Zeit anwenden müssen, um dem Öffnen der geheimen Fächer auf die Spur zu kommen. Es ist bekannt, daß nach den Befreiungskriegen unser deutsches Vaterland ziemlich unsicher war, man hörte vielfach von den verwegendsten Einbrüchen, die trotz der von England und Amerika herübergekommenen Geldschränke mit ungewöhnlicher Sicherheit ausgeführt wurden; man hätte also annehmen können, das Meister Gabriel durch seine eiserne Truhe, die wirklich eine ziemliche Sicherheit bot, zum reichen Mann hätte werden müssen, aber der biedere Handwerker verstand es erstens ganz und gar nicht, von sich und seinem Werke reden zu machen, zweitens aber besaß er kein Kapital, welches zur Ausbeutung einer Erfindung immer unbedingt notwendig ist. Einige Zeitungen wendeten seinem Werke ein kurzes Lob, hie

und da sprach man von Gabriel's diebes-sicherer Eisentruhe, aber mit der Zeit schlief die Sache ein und nur der bescheidene Erfinder hatte seine Freude an seinem Modell, so oft er es ansah und seinem aufwachsenden Sohne Jakob zeigte und erklärte. Jakob war ein kräftiger, gut entwickelter Knabe, der frühzeitig einen offenen Kopf und eine ungewöhnliche Geschicklichkeit verrieth. Meister Gabriel und seine brave Frau hatten rechte Freude an ihrem gescheidten Jungen, und diese reine Elternfreude war den guten Leuten von Herzen zu gönnen. Die Existenz des Schlossers und seiner Familie war sonst eben nicht beneidenswerth; der alte Spruch „Handwerk hat einen goldenen Boden“ wollte sich hier nicht recht bewahrheiten; Gabriel war nicht der Mann, der seinen Kunden durch schöne Redensarten zu schmeicheln verstand, er glaubte, es genüge schon, wenn er die ihm übertragene Arbeit gut und gründlich ausführte, und so wurden die Bestellungen immer spärlicher, die einstigen Kunden des Meisters ließen sich durch prahlende Marktschreier von ihm weglocken, und die Folge davon war, daß im Hause des Schlossers Schmalhans oft als Küchenmeister regierte und die braven Leute zufrieden sein mußten, wenn sie ein kümmerliches Leben von der Hand in den Mund fristen konnten. Aber wo Frau Sorge einmal durch das Schließelloch geschlüpft ist, da setzt sie sich, ein unwillkommener Gast, fest, und selten gelingt es den Armen, den sie mit dem Untergang droht, sie zu bannen und sich ihrer zu entledigen. Auch Meister Gabriel gerieth mit den Seinen immer tiefer in Noth und Glend, längst schon hatte er sein kleines jauberes Häuschen verkaufen müssen und bewohnte nun in der Vorstadt einen feuchten Keller, in welchen sehr selten ein freundlicher, erwärmender Sonnenstrahl hinabfiel. Jakob hatte indeß das Handwerk des Vaters erlernt, er war bald in alle Geheimnisse der Kunst eingeweiht, und der Meister selbst rieth seinem Sohne, sich auf die Wanderschaft zu begeben, und in der Ferne das Glück zu suchen. Lange zögerte Jakob, die Eltern zu verlassen, aber endlich überwog der Gedanke, daß er auf diese Weise den Seinen vielleicht besser helfen könne, alle anderen Bedenken. In einem heiteren Frühlingmorgen war es, als Jakob, ein sehr leichtes Bündel in der Hand, Abschied nahm und, von dem reichsten Segen seiner Eltern begleitet, seine Vaterstadt verließ. Einige Monate, nachdem Meister Gabriel seinen Sohn in die Welt geschickt hatte, ereignete sich folgender Vorfall, der von tiefstem Einfluß auf das Schicksal des Schlossers sein sollte.

Der ebenso angesehene, wie reiche Kaufmann Baumüller hatte eine größere Zahlung zu leisten und der Empfänger derselben wartete schon in seinem Komptoir. Baumüller wollte seinen Geldschrank öffnen, in welchem schon seit mehreren Tagen die Summe lag, aber er mochte schließen und heben, ziehen und das Schloß immer wieder mit verwunderten Blicken betrachten, es gelang ihm nicht, die eiserne Thür von der Stelle zu bewegen oder den eisernen Riegel, der von innen vorlag, zu entfernen. Die Zeit drängte, der Betrag mußte ausbezahlt werden, der Handelsherr gerieth in die größte Verlegenheit. Schnell schickte er einen Diener nach einem der geschicktesten Schlosser, der in der Nachbarschaft wohnte und beauftragte diesen, das Schloß zu öffnen. Der Mann machte sich an's Werk, er arbeitete eine Viertelstunde lang, daß ihm der Schweiß von der Stirn perlte und erklärte nach Verlauf dieser Zeit, daß es ihm unmöglich sei, den Auftrag auszuführen. Baumüller gerieth in Zorn, schalt und wettete auf die

ganze Schlosserinnung, aber der wohlhabende Meister zuckte gleichmüthig die Achseln und meinte, da er es nicht habe zu Stande bringen können, das Schloß zu öffnen, so werde sich in Breslau wohl kein Anderer dazu finden — bis auf Einen.

„Und wer ist dieser Eine?“ fragte der Kaufmann in höchster Aufregung.

„Christian Gabriel — ein armer Kerl, er wohnt in einem Keller der Nicolaiorstadt.“

Kurze Zeit darauf stand Meister Gabriel in seiner ärmlichen Kleidung, die Werkzeuge in der Hand vor dem widerpenstigen Geldschrank des reichen Mannes. Aber auch er schüttelte nach vergeblicher Anstrengung den Kopf und sagte im Tone des Bedauerns: „Das ist amerikanische Arbeit und wer weiß, welcher Kniff in dem Mechanismus verborgen ist.“

„Aber der Schrank muß geöffnet werden!“ rief Baumüller in Wuth und Verzweiflung, „ich habe einen Wechsel einzulösen, man wartet unten im Komptoir auf das Geld — soll man in der Stadt von mir sagen, daß ich die Deckung für den Wechsel nicht hatte, daß es mit der Firma Baumüller & Sohn schlecht bestellt sei? Denn das Märchen mit dem ver wünschten Schloß wird man nicht glauben. Einen doppelten Friedrichsdor möchte ich darum geben, wenn der Schrank jetzt offen stünde.“ Nicht so sehr des Geldes, als der Ehre wegen und weil ihn die Sache interessirte, machte sich der alte Schlosser noch einmal an die Arbeit. Er rief seine ganze Erfahrung zu Hülfe, setzte seine volle Kraft ein und schon nach wenigen Minuten war er dem Geheimniß des Mechanismus, welches der Besitzer des Schrankes selbst nicht einmal gekannt hatte, auf der Spur. Leicht und mühe los öffnete sich die Thür und vor den Blicken des Schlossers lagen Haufen Goldes, Scheine und kleineres Silbergeld.

Dem Kaufmann war nun die Gegenwart des Alten peinlich, schnell griff er in die Tasche, holte seines Versprechens uneingedenk eine geringwerthige Silbermünze hervor und wollte, sie dem Schloßer reichend, ihn verabschieden.

„Verzeihung, Herr,“ erwiderte dieser, das Geldstück zurückweisend. „Sie versprochen einen doppelten Friedrichsdor und unsereiner hält kein Wort!“

„Unverschämter!“ brauste Baumüller auf, „mit diesem Gelde ist eure Arbeit vollständig bezahlt, nicht einen Pfennig gebe ich darüber.“

Gabriel erwiderte kein Wort, die Zornesader schwell auf seiner Stirn und eine dunkle Röthe bedeckte sein härtiges Gesicht. Mit schnellem Griff erfaßte er die Thür des Geldschrankes und warf sie, ehe es der Kaufmann hindern konnte, fest und schwer in's Schloß. Dann wandte er sich zum Gehen. Nun mußte Baumüller ihn wohl oder übel zurückrufen und mit vielen guten Worten und durch Auszahlung des versprochenen Goldstückes zum nochmaligen Öffnen des Schloßes bewegen. Vergnügt wanderte Meister Gabriel nach Hause, freudig berechnete er, was er durch dieses Geld für seine arme, kranke Frau und für sich selbst kaufen könnte. Er segnete den Tag und schöpfte von Neuem Hoffnung, indem er fest auf die Hülfe des Allmächtigen baute. — Er ahnte nicht, wie verhängnißvoll das blinkende Goldstück für ihn werden sollte.

Ein Jahr war seit dieser Begebenheit verfloßen, als das Gerücht die Stadt durchlief, bei Baumüller & Sohn sei in der Nacht der Geldschrank geöffnet und ein großes Kapital aus demselben entwendet worden. Sofort entwickelte die Polizei eine fieberhafte Thätigkeit. Natürlich war Baumüller der Erste, bei

Im Bummelzug.



Vergnüglich schläft ein Bauersmann
Hier auf der Schulter der Madam;
Ihr Mann will unsanft ihn erwecken,
Der Bauer läßt sich nicht erschrecken.



Will man mit Bummelzügen fahren,
Muß ordentlich Proviant man haben,
Zumal die Kinder auf der Reise
Gern füttern in gehör'ger Weise.



Doch hat man ganz besond'res Schwein,
Kommt man in ein Coupe hinein,
Wo Pfeifenqualm und Knoblauchsduft
Schafft ganz besonders gute Luft.



Und hat die liebe Nachbarschaft
So vielen Krimstrams mitgebracht,
Da bleibt dem dünnsten Mann denn kaum
Zum Sitzen ein bescheidner Raum.



Nach Kinder schrei'n im Bummelzug,
Es giebt dann so Musik genug;
Dem Einen schafft es Hochgenuß,
Doch dem Herrn Lehrer viel Verdruß.



Hat man sich gar dem Schlaf ergeben,
Dann kann man es sehr leicht erleben,
Daß die Station man noch veräußt,
Dieweil man ganz behaglich träumt.



Schwammfischer. (Mit Text auf Seite 48.)

welchem man Recherchen anstellte. Da erinnerte sich denn der Kaufmann, mehr dem Gefühl des Hasses, als seiner wirklichen Überzeugung nachgebend, des alten Schlossers, dem es allein gelungen war, das Schloß zu öffnen. Die Vermuthung lag zu nahe, daß nur er der Dieb gewesen sein konnte. Der Mann war ja arm, sehr arm, er hatte damals, wie Baumüller aussagte, mit gierigen Blicken den werthvollen Inhalt des Schrankes betrachtet, wahrscheinlich hatte ihn der Anblick des Geldes und der Banknoten berauscht, die Habjucht hatte ihn nicht ruhen lassen, bis er sich durch den verwegenen Diebstahl in den Besitz des Geldes gesetzt hatte. Dieser Aussage schloß sich auch der Sohn des Handelsherrn an, welcher noch hinzufügte, daß er beim Nachhausekommen, welches in jener Nacht erst in der dritten Stunde erfolgte, eine Gestalt, ähnlich der des Schlossers, vor dem Hause bemerkt habe. Damit war das Schicksal des bisher unbescholtenen Meisters besiegelt. Ohne daß er eine Ahnung hatte, warum es sich eigentlich handele, mußte er es dulden, daß Polizisten bei ihm eindringen und die engen, unfreundlichen Räume durchsuchten, welche er bewohnte. Auf seine Fragen gab man ihm keine Antwort, man befahl ihm, sich zum Ausgehen anzukleiden und auf das Polizeibureau zu folgen, wo er sich zu verantworten habe. „Verantworten — und wofür?“ jammerte der Unglückliche.

„Das wird sich finden,“ erwiderte man ihm trocken.

„Mein Gott!“ rief der Schlosser plötzlich an allen Gliedern zitternd, „hat der Jakob, mein Sohn, etwas verbrochen? Noch vor zwei Tagen schrieb er uns, daß er in Berlin bei einem braven Meister arbeite, daß er zufrieden und glücklich sei. Nein, nein, er kann nichts Schlechtes begangen haben.“

„Kommen Sie, Meister,“ mahnte einer der Polizisten, der Gabriel in besseren Tagen gekannt, „je eher Sie mit uns kommen, desto früher werden Sie sich von dem Verdachte reinigen können.“

„Geh' nicht, geh' nicht!“ jammerte die Frau des Schlossers, indem sie die Kniee ihres Mannes umklammerte, „sie werden Dich nicht mehr zu mir zurücklassen.“

„Ich werde wiederkommen, Frau,“ entgegnete der Schlosser mit fester Stimme, „so wahr mir Gott beistehe, ich habe nichts verbrochen, und es giebt ja noch Richter, die auch dem armen Manne Gerechtigkeit widerfahren lassen!“

Mit diesen Worten machte er sich sanft von seiner Frau los und ging mit den Gerichtsdienern. Von dem Untersuchungsrichter erfuhr er, daß er des Einbruchs und des schweren Diebstahls bezichtigt wäre. Bei dieser Nachricht füllten sich die Augen des braven Mannes mit Thränen und er fragte den Richter, womit er es durch sein Vorleben verdient habe, daß unter Hunderttausenden gerade auf ihn ein so schändlicher Verdacht fallen müsse. Der Richter hatte Mitleid mit dem alten Manne, der nicht wie ein Verbrecher ausjah.

„Sie vergessen Ihre Geschicklichkeit,“ antwortete er ihm. „Niemand außer Ihnen vermochte das Schloß zu öffnen.“

„Meine Geschicklichkeit!“ rief Gabriel mit unendlicher Bitterkeit. „Mein ganzes Leben lang hat sie mir zu nichts Gutem verholfen, nun soll sie mir auch noch zum Fluch werden?“

„Man hat in Ihrem Hause nichts Verdächtiges gefunden,“ sagte der Richter, „gestehen Sie offen, wo Sie das Geld versteckt haben, dies wird wesentlich Ihre Strafe mildern.“

„Ich bin kein Dieb,“ antwortete der Schlosser kurz.

In diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen und zwei Gerichtsdienere brachten einen eisernen Koffer herein, welchen sie ganz versteckt im Keller des Angeklagten gefunden hatten. Man vermochte zwar den Deckel zu öffnen, aber nicht die geheimen Fächer, so sehr sich auch Sachverständige Mühe gaben. Und Christian Gabriel blickte mit Wehmuth auf sein altes Modell und weigerte sich standhaft, es auch nur mit einem Finger zu berühren. „Ich bin kein Dieb — ich werde das Geheimniß meiner Erfindung nicht preisgeben, um mich da zu rechtfertigen, wo ich keine Schuld trage.“

Das war sein hartnäckiger Ausspruch und dabei blieb er, obwohl ihm der Richter vorstellte, daß man annehmen müsse, er habe das gestohlene Geld in einem Geheimsack der eisernen Truhe.

So kam es zum Prozeß. Der Gerichtssaal war gedrängt voll, man wettete, wie die Entscheidung ausfallen würde. Noch einmal wurde Christian Gabriel aufgefordert, die Geheimsächer der Truhe zu öffnen und wieder wies er das Anerbieten trotzig zurück. Da befahl der Vorsitzende des Gerichtes, den Koffer im Nebenzimmer zu zerstören und die einzelnen Theile desselben der genauesten Untersuchung zu unterziehen. Wie ward dem alten Meister um's Herz, als er die Hammerschläge hörte, mit denen man seine Erfindung, der er manche frohe und manche trübe Stunde zu verdanken hatte, zertrümmerte. Athemlos, in höchster Spannung erwartete die Menge das Resultat dieser Prüfung. Endlich wurde es verkündigt: man hatte nichts gefunden — der Koffer war leer!

Der Schlossermeister Christian Gabriel wurde freigesprochen — wegen Mangel an Beweisen.

Wegen Mangel an Beweisen! Diese Worte enthalten die Wirkung eines schleichenden Giftes, das sich fest setzt in uns und langsam um sich greift, langsam, aber desto sicherer. Ein Mensch, der frei gesprochen ist wegen Mangel an Beweisen, schleift die eiserne Kugel mit sich fort, dem Bagnossträfling gleich das ganze Leben hindurch. Er ist frei, kein Mensch darf es ihm in's Gesicht schleudern, daß er der Freiheit nicht würdig ist, aber Jeder meidet ihn auch, denn er ist ja nur frei — aus Mangel an Beweisen! — — —

Als Meister Gabriel, der sofort auf freien Fuß gesetzt wurde, den Gefängnißhof betrat, fiel ihm Jakob schluchzend um den Hals. Lange hielten sich Vater und Sohn umschlungen.

„Jetzt komm' zur Mutter,“ sagte der alte Schlosser endlich.

„Es ist zu weit nach dem Kirchhof,“ erwiderte Jakob.

„Sie ist todt?“ murmelte der Alte, „das ist gut, das ist ein großes Glück.“

„Jasse wieder Muth, Vater,“ hat der junge Schlosser, „ich habe auch eine gute Nachricht, die Dich erfreuen wird.“

„Mich erfreut nichts mehr, mein Sohn.“

„Die Tochter meines Meisters in Berlin liebt mich, wie ich sie, sie hat mir Treue gelobt und ihr Vater hatte auch nichts dagegen, bis — — —“

„Bis er erfuhr, daß Dein Vater des Diebstahls angeklagt sei.“

„Aber nun bist Du ja freigesprochen, Vater.“

Der Alte lachte grell auf.

„Aus Mangel an Beweisen!“ rief er mit heiserer Stimme, „vergiss das nicht. Armer Junge, sie wird nie Dein Weib werden. Euch trennen die Worte: Aus Mangel an Beweis!“

Und der Alte behielt Recht.

Jakob erhielt einen Brief aus Berlin, den er las und sofort verbrannte. Von dieser Stunde an war er ein Anderer. Er, früher der fleißigste, anständigste Mensch wurde träge, lüderlich, ja, man sagte ihm sogar nach, er scheue das Licht des Tages und erwerbe den Unterhalt für sich und seinen Vater durch Einbruch und Diebstahl. Ich weiß nicht, wie weit diese Gerüchte auf Wahrheit beruhen, Jakob Gabriel ist nie auf frischer That ergriffen worden, aber Zeugen behaupten, er habe, als nach acht Jahren durch das reumüthige Geständniß des sterbenden jungen Baumüller, der selbst das Verbrechen begangen, die volle Unschuld seines Vaters an den Tag kam, ausgerufen: „Zu spät! Der Vater ist gestorben und ich — verderben!“

Talmi.

Elizze von Eugen F. Bleibren.

(Nachdruck verboten.)

Heutzutage beherrscht alle Welt die Eucht, zu glänzen, und da die Glücksgöttin nicht einem Jedem auch die Mittel in die Wiege gelegt, sich mit goldenen Ketten zu behängen, so müssen es auch Talmischmuckfachen thun und „Talmi“ ist schließlich mancher Familie ganze Existenz. „Fräulein B. ist unstreitig eine glänzende Parthie!“ sagte vor einiger Zeit einer meiner Freunde, als wir im Thiergarten vertraulich neben einander dahinschlenderten. Dabei deutete er kaum merklich auf eine höchst elegant gekleidete, junge Dame, die, auf den Arm einer Matrone gestützt, ebenfalls in den prachtvollen Laubgängen promenierte. Es war ein auffallend schönes Mädchen, aber ihre Brillanten überstrahlten fast noch den Glanz der edelgeschlittenen Züge, das Ebenmaaß der zierlichen und doch wieder so hoheitsvollen Gestalt.

„So,“ erwiderte ich und setzte gleich darauf hinzu: „Ja, wirklich, sie macht auch den Eindruck einer immens reichen Erbin. Aber — bester Freund, es ist nicht Alles Gold, was glänzt und besonders hier in der Residenz manches — Talmi, was wir für echt halten.“

Der Freund wurde empfindlich. „Beziehe das nicht auf Fräulein B. Die Leute müssen unstreitig in den besten Verhältnissen leben; sie bezahlen eine Wohnung mit 3000 Mark, halten sich einen Diener, mehrere Diensthoten und sind wahrhaft fürstlich eingerichtet!“

„Das freut mich um Deinetwillen,“ meinte ich ruhig, „denn es scheint mir, Dich werden diese Verhältnisse einmal recht tief berühren.“

Mein Begleiter schwieg. Ich aber brachte das Gespräch schnell in andere Bahnen. — — —

Ein halbes Jahr darauf erfüllte sich meine Prophezeiung, mein Freund feierte seine Vermählung mit der schönen B. und schwebte, wie man zu sagen pflegt, im siebenten Himmel. Aber sein Glück war nur von sehr kurzer Dauer. Erst acht Wochen vermählt, stürzte er eines Tages todtensbläß in mein Chambre garni. „Um Gotteswillen, Heinz, Du mußt mir helfen! Ich bin blamirt, als Beamter unmöglich gemacht, wenn Du mir nicht innerhalb 24 Stunden dreitausend Mark schaffst.“

„Dir — Du willst Schulden machen!“ rief ich erstaunt.

Er fuhr sich mit beiden Händen in das üppige Blondhaar. „Nicht für mich,“ stöhnte er. „Ich muß den Eltern meiner Frau beibringen, wenn — — —“

„Wenn?“ fragte ich und sah betroffen in das bleiche Gesicht meines Freundes.

Und nun erzählte er mir Alles: Der ganze Reichtum der B-s, ihre ganze Existenz war wirklich nur „Talmi“. Die Familie war vor einem Jahr mit einem kleinen Kapital nach Berlin gekommen, hatte sich hier aber von vornherein das Ansehen sehr reicher Leute gegeben, um — die Tochter an den Mann zu bringen. Gegen eine geringe Anzahlung entnahmen sie auf Kredit prächtige Mobilien, Kunstgegenstände aller Art, ihre Toiletten und die imitirten Brillanten, mit denen auch das schöne Mädchen die Augen der Männer beehrte. Der Lebensunterhalt ward ebenfalls durch Schuldenmachen bestritten. Das ging so eine geraume Zeit. Plötzlich wurden jedoch die Gläubiger mißtrauisch und verlangten ihre Kapitalien zurück. Aber auch das beirrte Herrn B. nicht. Er hatte reiche Freunde, zu einem derselben ging er, eine Chatulle mit Brillanten in der Tasche. „Leihe mir schnell dreitausend Mark, Theuerster,“ sagte er obenhin, „ich habe eine Zahlung zu leisten. Als Unterpfand lasse ich Dir die Brillanten meiner Frau.“ Und er ließ die glitzernden Steine vor den Augen des Freundes spielend durch seine Hände gleiten.

Fünf Minuten später hatte er die verlangte Summe und leistete mit ihr kleine Theilzahlungen, welche ihm das Vertrauen seiner Gläubiger zurückerborten.

Seinem Freunde aber waren bei näherem Betrachten die Brillanten doch etwas verdächtig erschienen, er ließ sie bei einem Juwelier untersuchen und hörte zu seinem Entsetzen, daß ihm Gegenstände ohne allen Werth als Unterpfand übergeben worden, denn auch die Fassung der Steine erwies sich als unecht — war Talmi!

Der Betrogene rannte wüthend zu dem Betrüger, er drohte ihm mit dem Staatsanwalt, mit dem Gefängniß und vollkommenster Blamage!

„Und nun komme ich zu Dir, Heinz,“ beendete mein Freund seine erstaunlichen Mittheilungen und faßte meine beiden Hände, „als dem Einzigen, der mir helfen kann. Sieh mir die dreitausend Mark, damit ich meinen unseligen Schwiegervater vom Abgrund zurückreiß!“

Und ich? Daß ich den armen, so arg hintergangenen Narren davor bewahren mußte, den Vater seiner Frau in das Gefängniß wandern zu sehen, stand bei mir fest. Aber ich wollte ihn auch andauernd schützen.

„Höre, mein Junge,“ sagte ich deshalb, „das Geld sollst Du haben, aber ich gebe es Dir nur unter einer Bedingung.“

„Und die wäre?“

„Daß Du Dir von dem alten Gauner einen Schein geben läßt, in dem er sich verpflichtet, so schnell wie möglich von hier zu verduften und eine Entfernung von mindestens 100 Meilen zwischen sich und Dir zu legen.“

Ich hatte den Freund vor grenzenloser Blamage gerettet! Wirklich entfernte sich B. auch für immer aus unserer Stadt.

Vielleicht ein Jahr später las ich in einem Zeitungsblatt die aus Baden-Baden kommende Nachricht, daß Herr Albert B. dort sein und seiner Gattin Leben durch Gift ein Ende gemacht. Vielleicht hatte er falsch gespielt und wollte so dem Gesetz entgehen.

„Wieder eine Talmi-Existenz weniger auf der Welt!“ flüsterte ich und konnte mich nicht enthalten, ein leises „Gott sei Dank!“ hinzuzusetzen.

Friedrich des Großen Hunde Die Entstehung der Perlen. und Pferde.

(Nachdruck verboten.)

Auf den Spaziergängen des Königs waren drei oder vier Windspiele seine beständigen Begleiter; eines war der Liebling, dem die anderen nur zur Gesellschaft dienten, es lag auch an der Seite des Königs auf einem besonderen Stuhl, im Winter mit Kissen bedeckt, und schlief in Friedrich's Bett, die anderen mußten Abends das Zimmer verlassen und kamen des Morgens beim Wecken wieder. Groß war der Schmerz des Königs bei dem Verlust dieser treuen Wesen, welche auf der obersten Terrasse von Sanssouci neben ihres Herrn eigener Ruhestätte in Särgen begraben wurden und Leichensteine mit ihrer Namen-Aufschrift bekamen: Alkmene, Thïsbe, Diana, Biche u. s. w. Einer der sogenannten kleinen Lakaien mußte die Windhunde bedienen und bei gutem Wetter in den Gärten, bei schlechtem in den Sälen spazieren führen. Wenn sie zur Karnevalszeit in einer sechsspännigen Kutsche nach Berlin gebracht wurden, so sah der Lakai immer auf dem Rücksitz, während die Windspiele den Vorderstz einnahmen; auch redete der Bediente sie nicht anders, als mit Sie an: „Biche, seien Sie doch artig!“ — „Alkmene, bellen Sie nicht so.“ Die Lieblingshunde begleiteten ihren Herrn auch im Felde; mit Biche verbarb er sich einst vor herumstreifenden Panduren unter einer Brücke, wobei das kluge Thier sich so ruhig verhielt, als wisse es um die Gefahr. — Im Jahre 1760 im Winterquartier zu Leipzig fand der Marquis d'Argens den König einst auf den Dieben sitzend, vor ihm eine Schüssel mit Fricassée, aus welcher seine Hunde ihr Abendessen hielten. Er hatte ein kleines Stöckchen in der Hand, mit dem er unter denselben Ordnung hielt und dem Lieblingshunde die besten Bissen zuschob. d'Argens trat einen Schritt zurück und sagte: „Wie mögen sich die fünf gegen den Marquis von Brandenburg verbundenen Mächte den Kopf zerbrechen, was er jetzt thut. Sie mögen wohl glauben, daß er gefährliche Pläne für den nächsten Feldzug schmiede oder Negotiationen überlege, um seine Feinde zu trennen und sich neue Bundesgenossen zu verschaffen. Nichts von alledem; er sitzt in seinem Zimmer und füttert die Hunde!“

Als einst ein Artikel über die Thierseelen vorgelesen wurde, sagte der König zu seinem damaligen Lieblingshund, den er eben auf dem Schooß hatte: „Hörst Du, mein kleiner Liebling? Es ist von Dir die Rede, man sagt, Du habest keinen Geist, Du hast aber doch Geist, mein kleiner Liebling!“

Auch für seine Pferde hatte Friedrich eine große Zuneigung; sie mußten, wenn er sie selbst reiten sollte, groß und stark sein. Nach dem ersten glücklichen Versuche gab er ihnen einen Namen; dann durfte sie kein Stallmeister mehr besteigen. Seit der Schlacht bei Kunersdorf war „der kleine Schimmel“ in der Armee sehr bekannt. Bei Mollwitz ritt der König den Sternappen, verließ aber die Schlacht auf dem sogenannten „langen Schimmel“, seitdem auch „Schimmel von Mollwitz“ genannt, welcher von da ab das Gnadenbrod erhielt. Das beliebteste Pferd bei Friedrich war jedoch der „Conde“, ein Fliegenschimmel, welcher neben der größten Munterkeit die trefflichsten Eigenschaften, besonders aber großen Muth besaß und im heftigsten Kanonendonner vollkommen ruhig blieb.

(Nachdruck verboten.)

Perlen — der schöne, klare, geheimnißvolle Schmuck, — von kühnen Tauchern den gähnenden Tiefen des Meeres abgewonnen — werden nicht nur gern getragen, sondern auch hinsichtlich ihrer Entstehung im Allgemeinen mit großem Interesse betrachtet. Der strahlende Diamant, der blutrothe Rubin, der goldglänzende Topas, alle die edlen Steine gehören, gleich den funkelnden Metallen, dem leblosen, uns deshalb ferner stehenden Mineralreiche an; die Perle ist das einzige, in direkter Verbindung mit einem lebenden Geschöpfe stehende Kleinod, ausgenommen die rothe Edelkoralle, welche bekanntlich der festen kalkartigen Absonderung der Korallenthier ihre Entstehung verdankt, und ganz natürlich wenden wir uns ihrer Geschichte mit um so größerer Aufmerksamkeit zu. Eine kurze Beschreibung der Bildung der Perle im Innern der Muschel dürfte daher auch vielen unserer Leserinnen nicht unwillkommen sein. Die Muschel — die Bewohnerin der Muschel — liebt vor Allem eine weiche, behagliche Lagerstätte und überzieht, sich diese zu verschaffen, die Wände ihres Hauses mit einem eigenthümlichen, ihr innewohnenden Schleim. Je behaglicher nun aber die Einrichtung einer Wohnung ist, um so süßlicher macht sich jede darin vorkommende Ungehörigkeit, und so sieht sich auch die Muschel durch die etwaige Anwesenheit eines Sandkörnchens, eines abgestorbenen Embryo oder dergleichen im höchsten Grade belästigt. Sich von diesem Uebelstande zu befreien, hat sie kein anderes Mittel, als den harten, ihr unbequemen Gegenstand ebenfalls mit dem erwähnten Schleim zu überziehen. Sie thut dies und verwandelt ihn so in eine Perle. Es giebt Muscheln, welche deren mehrere, andere, welche nur eine, viele, die gar keine enthalten, je nachdem sich fremdartige Bestandtheile in ihnen vorgefunden. Erfreulich ist aber der Gedanke, daß die Perlen nicht auf Kosten der Gesundheit eines Thieres entstehen, sondern im Gegentheil gebildet werden, dasselbe von Schmerz und Unbequemlichkeit zu befreien. S.

Aphorismen.

(Nachdruck verboten.)

Die Erfahrung lehrt, daß, so wie gewöhnlich denjenigen aus meisten der Schuh drückt, dessen schöner Fuß von Jedermann gepriesen wird, viele Menschen gerade durch dasjenige am meisten leiden, um dessen willen sie am meisten beneidet werden.

Je höher man steigt,
Je bescheidener wird man —
Wie der Berg, der über die Wolken reicht,
Sich immer verkleinert, je höher er steigt —
Es ragt seine Spitze am weitesten,
Ganz unten macht er sich am breitesten.

Verzweifle nicht, wenn Neider tadeln,
Gott nur allein kann Menschen adeln.

Ein kinderloses Heim ist wie ein Garten ohne Blumen, wie ein Feld ohne Aehren, wie ein Baum ohne Blätter.

Hundeschlitten in Sibirien. (Zu unserem Bilde auf Seite 41.) Die Hundeschlitten sind in Sibirien ein gebräuchliches Verkehrsmittel. Man spannt dafelbst die Hunde vor einen kleinen Schlitten; voran geht der Leithund, das Thier, in dessen Sanftheit und Treue der Fahrende das meiste Vertrauen setzt. Die Hunde tragen am Halse einen schmalen Streifen Bärenhaut, an welchem zwar der Zügel hängt, der aber von dem Passagier nicht benutzt wird. Die Lenkung des Schlittens wird den Hunden durch einen oder auch zwei kurze Stecken angedeutet. Werden die Hunde einmal unentsam, dann wirft der Fahrende nach dem Hunde, welchem er die Schuld giebt, einen der Knüttel, muß aber auch Sorge tragen, diesen im Vorüberlaufen wieder aufzunehmen, denn sowie die Hunde bemerken, daß ihr Lenker ohne Waffe ist, hört jeder Gehorsam auf. Die Hunde sind unempfindlich für Liebtönuungen, wie für Drohungen, und fällt der Reisende vom Schlitten, so setzen sie ihren Weg nur um desto schneller und zwar mit einer förmlichen Schadenfreude fort. Uebrigens hat der sibirische Hund, welcher für diese Nordländer von gleichem Werthe ist, wie für Afrika das Kameel, mit dem „Schiff der Wüste“ auch darin Aehnlichkeit, daß er mehrere Tage zu marschiren vermag, ohne Nahrung zu genießen.

Biliger Wein. In Leipzig kam einst zur Meßzeit ein schlecht gekleideter Student in ein Haus, wo man sehr theure Weine verkaufte und forderte die Flasche vom allerbesten. Der Wirth gab sie ihm nach einigem Bedenken, und der Student ließ sich den edlen Nektar vortrefflich schmecken. Als er an dem letzten Glase schlürfte, erkundigte er sich, was er schuldig sei, und da die Summe mehrere Thaler betrug, so legte er dem Wirth ganz naiv die Frage vor: Ob ihm die Bezahlung erlassen sein solle, wenn er ihm ein Lied vorsänge, von dem er selbst gestehen müsse, daß es ihm gefiele? Der Wirth protestirte heftig dagegen und forderte seine Bezahlung in barer Münze. Der Student wiederholte seinen Antrag, die Gesellschaft wurde aufmerksam, man redete dem Wirth zu, den Afford einzugehen, indem er ja zu allen möglichen Liedern sagen könnte, daß sie ihm nicht gefielen. Der Weinhändler mußte endlich nachgeben, man erklärte die Bedingung für gültig und nun fing der Musikant an zu singen: „Rosen auf den Weg gestreut u. s. w.“ — „Nun, Herr Wirth, wie gefällt Ihnen dies?“ — „Gar im geringsten nicht.“ — „Nun dann ein anderes: „Warum sind der Thränen u. s. w.“ Dies gefällt Ihnen doch?“ — „Auch nicht, auch nicht!“ — „Aber dies: „Blühe, liebes Veilchen u. s. w.“ — „Nichts, nichts! dies Alles gefällt mir nicht, ich will meine Bezahlung.“ — „Nun, so muß ich wohl daran.“ Indem zieht der Student seinen Beutel heraus, fängt an aufzuzählen und singt: „Thu' auf das Beutelein Dein, der Wirth, der will bezahlet sein!“ — „Nicht wahr, Herr Wirth, das Lied gefällt Ihnen doch?“ — „D ja, das gefällt mir.“ — Sogleich strich der Student sein Geld wieder zusammen, ruft die Gesellschaft zum Zeugen, daß die Bedingung erfüllt sei, geht ganz gravitätisch fort und der Wirth wurde ausgelacht.

Fruchtbare Gegend. Finanzminister: „Habt Ihr hier herum gutes Wachstum?“ Bauer: „D ja! wenn sonst nichts wächst, so wachsen die Steuern.“

Charade.

Die Erste nennet dir den Namen
Deß, der den Weg zum Heil dir zeigt,
Sie nennet dir seine hohe Würde,
Der keine Würd' auf Erden gleicht.

Und hält die Zweite dich umfassen,
So ruh'it du von der Arbeit aus;
Doch ist's die letzte deines Lebens —
Dann droht sie dir mit Furcht und Graus.

Dann hält dich aufrecht nur die Erste,
Sofern du sie in Wahrheit bist,
Und leitet fest dich durch die Zweite,
Ob diese noch so grau'nvoll ist.

Das Ganze ward von Engeln hören
Zu einem Jubelfest geweiht,
Und ist für liebe, gute Kinder
Am Schluß des Jahres die schönste Zeit!
(Auflösung folgt in nächster Nummer.)



Deutlich.

Originalzeichnung für unser Blatt.



Dame: „Ich finde den Fußboden hier entsetzlich kalt, die Füße frieren mir.“

Ged: „Ich bin trostlos, mein Fräulein, wäre ich ein Tiger, ich würde freudig mein Fell hergeben und es Ihnen als Fußdecke unterbreiten.“

Dame: „Aber warum wollen Sie sich so sehr in Unkosten stürzen, ein Schaffell thut ja dieselben Dienste.“

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Scherzaufgabe.

Wo bleibt der Mond immer im ersten
Fiertel?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:
Einen treuen Führer achte.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Die Zwiebel.

Schwammischer. Schwämme heißen nach wissenschaftlichem Sprachgebrauch räthselhafte Organismen der Gewässer, welche an Steinen, Muscheln und Wurzeln festhängen und meist als formlose Klumpen von faserig-filziger und gallertartiger Masse erscheinen, seltener unter einer bestimmten Form auftreten. Man hat sie lange Zeit für Pflanzen gehalten. An den Ufern des Bosporus findet man die Schwämme sehr häufig und ist es ein lohnender Erwerb für die dortige Bevölkerung. Unser Bild auf Seite 45 zeigt uns ganz genau, wie die Schwämme gesucht und gefunden werden.

Die Linke. Vom Professor Dr. Nau in Leipzig erzählt man, er habe einst dem Deputationschmause eines jungen Doktors der Rechte beigezogen, welcher in der Rechtsgelehrsamkeit eben keine besonderen Kenntnisse besaß, dafür aber so glücklich war, eine Demoiselle Linke mit 30 000 Thalern zu heirathen und die Hochzeitsfeier mit dem Doktorichmause zu verbinden. Nach der Tafel ging Nau auf ihn zu und sagte: „Herr Doktor, Sie verstehen sich auch besser auf die Linke, als auf die Rechte.“

Angerührt. Köchin: „Gnädige Frau möchten vielleicht die Güte haben, einen Augenblick nach den Fischen zu sehen.“ — Frau von Ritterhorn: „Ja, wohl, Catharina.“ — Köchin (zurückkehrend): „Hatten Gnädige die Gemogenheit?“ — Frau von Ritterhorn: „Ach ja, Catharina, ich habe sie tüchtig umgerührt.“

Der Unterschied. Ein Franzose, der etwas Deutsch sprach, war in einem deutschen Gasthose unzufrieden über den Wein und beschwerte sich darüber bei dem Wirth. Der Wirth entschuldigte sich, indem er sprach: „Mein Herr, der Wein ist gut genug für Fische.“ — „Da hab' Sie kans recht,“ antwortete der Franzose, „kut kennt für die Schwein.“

Eine Einladung. Zwei Rätthe gingen brüderlich — Vom Stadthaus, wo zu Rätthe sie geseßen. — Da sprach der Eine: „Freund, ich lade Dich — Auf diesen Mittag ein zum Essen. — Bei einem Gänsebrätelein — Und einem Glase guten Wein — Kann man die Arbeit schon verzeßen.“ — Der Andre sprach: „Das mag wohl sein, — Doch lüd' ich heut' Dich selber ein, — Könn' ich nur, welche Leckerbissen — Mein Weib gekocht, im Voraus wissen.“ — „Darnach, mein Zheurer, frag' ich nie, — Mir ist's genug, daß ich am Tisch mich labe. — Johann! weißt Du nicht, was ich habe? —“ Johann, der hinten ging, erwidert ohne Mühe: — „Herr, einen Kalbskopf haben Sie!“

Sauswirthschaftliches.

Ruypomade. Die in neuerer Zeit so beliebte Ruypomade stellt man her, indem man Schmierseife, Olein (Oelsäure) und Caputmortuum (in Farbenhandlungen käuflich) zur Pomaden-Consistenz zusammenreibt und etwas Myrbanessenz zum Parfümiren hinzusetzt.

Glanzkärke. Um der Blättwäsche einen zarten Glanz zu verleihen, vermische man die Stärke vor dem Aufbrühen mit dem sechszehnten Theil ihres Gewichts geriebenem Stearin.

Palindrom.

Mein Ganzes zählet nur drei Lettern,
Und vor- und rückwärts ist es gleich;
Es kann verteuflern, kann vergöttern,
Ist Hölle oder Himmelreich.

Du findest es in allen Zonen,
In Süd und Nord, in Ost und West;
In Bauerhütten und auf Thronen
Beginnt's mit einem Freudenfest. —

Du sinnst? — Bernimm das Wörtchen, ehe
Dein reger Scharfsinn es entdeckt;
Doch räthst du's nun nicht, so gestehe:
Das Räthsel hat mich recht geneckt.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Zerlicht. — Drache, Nache, ach. — Wort.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigirt von John Schwerin in Berlin.
Gedruckt und herausgegeben von John Schwerin's
Verlag, A. G., in Berlin W., Behrenstr. 22.